

edition suhrkamp 2573

Diven, Hacker, Spekulanten

Sozialfiguren der Gegenwart

Bearbeitet von
Markus Schroer, Stephan Moebius

1. Auflage 2010. Taschenbuch. 462 S. Paperback

ISBN 978 3 518 12573 1

Format (B x L): 10,8 x 17,6 cm

Gewicht: 281 g

[Weitere Fachgebiete > Ethnologie, Volkskunde, Soziologie > Soziologie](#)

schnell und portofrei erhältlich bei


DIE FACHBUCHHANDLUNG

Die Online-Fachbuchhandlung beck-shop.de ist spezialisiert auf Fachbücher, insbesondere Recht, Steuern und Wirtschaft. Im Sortiment finden Sie alle Medien (Bücher, Zeitschriften, CDs, eBooks, etc.) aller Verlage. Ergänzt wird das Programm durch Services wie Neuerscheinungsdienst oder Zusammenstellungen von Büchern zu Sonderpreisen. Der Shop führt mehr als 8 Millionen Produkte.

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Moebius, Stephan / Schroer, Markus
Diven, Hacker, Spekulanten

Sozialfiguren der Gegenwart
Herausgegeben von Stephan Moebius und Markus Schroer

© Suhrkamp Verlag
edition suhrkamp 2573
978-3-518-12573-1

edition suhrkamp 2573

Diesem Buch liegt die These zugrunde, dass sich jede Gesellschaft durch die Konstituierung von Subjektpositionen, Typisierungen und Personenbegriffen strukturiert, die sich historisch verändern und in der komplexen modernen Gesellschaft eine breite Ausdifferenzierung erfahren haben. Der Band stellt die gegenwärtigen Typen und Figuren des Sozialen vor, die in kulturellen Debatten, in den Medien und den gesellschaftlichen Diskursen eine Schlüsselstellung einnehmen. Sozialtypen wie der »Berater«, der »Nomade«, der »Manager« oder die »Diva« werden dabei als zeitgebundene historische Gestalten verstanden, anhand deren ein spezifischer Blick auf die Gegenwartsgesellschaft geworfen werden kann. So entsteht ein panoramaartiges Lexikon, das nicht mehr von einem organisierenden Zentrum der Gesellschaft ausgeht, sondern den Blick auf die vielfältigen Möglichkeiten der Fremd- und Selbstbeschreibung sowie Identifizierungsschemata richtet, mit denen sich Subjekte heute modellieren und ausdrücken können: (Ideal-)Typen, die in ihrer Gesamtheit das Soziale ordnen.

Stephan Moebius ist Professor für Soziologische Theorie und Ideengeschichte an der Karl-Franzens-Universität Graz. Bei Suhrkamp gab er zuletzt (zusammen mit Andreas Reckwitz) den Band *Poststrukturalistische Sozialwissenschaften* heraus (stw 1869). Markus Schroer ist Professor für Soziologische Theorie an der Universität Kassel. 2006 erschien *Räume, Orte, Grenzen* (stw 1761).

Diven, Hacker, Spekulanten

Sozialfiguren der Gegenwart

Herausgegeben von Stephan Moebius
und Markus Schroer

Suhrkamp

edition suhrkamp 2573

Erste Auflage 2010

© Suhrkamp Verlag Berlin 2010

Originalausgabe

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk
und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form

(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert

oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Jung Crossmedia Publishing GmbH, Lahnau

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Umschlag gestaltet nach einem Konzept

von Willy Fleckhaus: Rolf Staudt

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-12573-1

1 2 3 4 5 6 - 14 13 12 11 10

Inhalt

- Stephan Moebius/Markus Schroer *Einleitung* 7
Joseph Vogl *Der Amokläufer* 12
Jutta Anna Schroer *Der Berater* 26
Joachim Fischer *Der Bürger/Weltbürger* 38
Fernand Hörner *Der Dandy* 54
Anina Engelhardt *Der Dilettant* 68
Elisabeth Bronfen *Die Diva* 81
Michaela Pfadenhauer *Der Experte* 98
Lothar Mikos *Der Fan* 108
Thomas Düllo *Der Flaneur* 119
Sven Opitz *Der flexible Mensch* 132
Katharina Inhetveen *Der Flüchtling* 148
Julia Reuter *Der Fremde* 161
Michael N. Ebertz *Der Fundamentalist* 174
Christiane Funken *Der Hacker* 190
Lothar Peter *Der Homo academicus* 206
Georg Kneer *Der Hybride* 219
Kai-Uwe Hellmann *Der Konsument* 235
Andreas Reckwitz *Der Kreative* 248
Dirk Baecker *Der Manager* 261
Stephan Moebius *Der Medienintellektuelle* 277
Helmuth Berking *Der Migrant* 291
Michael R. Müller/Hans-Georg Soeffner *Der Narziss* 303
Peter Gross *Der Nomade* 316
Karlheinz Geißler *Der Simultant* 326
Stefan Hradil *Der Single* 343
Urs Stäheli *Der Spekulant* 353
Laura Kajetzke *Der Spießler* 366
Markus Schroer *Der Star* 381
Dirk Quadflieg *Der Terrorist* 396
Stefanie Duttweiler *Der Therapeut* 408
Reinhard Bachleitner *Der Tourist* 422
Heinz Bude *Der Überflüssige* 437
Rainer Paris *Der Verlierer* 443
Markus Schroer *Der Voyeur* 451
- Über die Autorinnen und Autoren 463

Stephan Moebius/Markus Schroer

Einleitung

Auf der letzten Seite seiner »Archäologie der Humanwissenschaften«, *Die Ordnung der Dinge*, stellt der französische Sozialwissenschaftler und Philosoph Michel Foucault (1971, S. 462) die Möglichkeit in Aussicht, »daß der Mensch verschwindet wie am Meeresufer ein Gesicht im Sand«. Entgegen den aufgeregten Reaktionen, die diese Formulierung ausgelöst hat, wurde damit keineswegs einer apokalyptischen oder terroristischen Vision eines endgültigen Verschwindens des Menschen von der Erdoberfläche das Wort geredet, sondern eine epistemologische Verschiebung angekündigt. Nach Foucault spricht vieles dafür, dass der Mensch seinen ohnehin erst relativ spät eroberten Platz im Zentrum wissenschaftlicher Aufmerksamkeit einmal wieder räumen muss. Doch so wenig die Erforschung der Erde mit der Erkenntnis endete, dass nicht die Sonne um die Erde, sondern die Erde um die Sonne kreist, so wenig hat der Mensch als Fokus und Gegenstand akribischer Forschung allein dadurch abgedankt, dass seine pathetische Inthronisierung als eine vorübergehende Episode in der Geschichte der Wissenschaften behandelt wird. Auch für die Sozialwissenschaften gilt der Blick auf die Menschen – die je nach Theoriepräferenz als »Akteure«, »Individuen« oder »Subjekte« erfasst werden – noch lange nicht als obsolet. Ganz im Gegenteil ist die Frage nach dem Stellenwert des Individuums in der Gesellschaft von anhaltender Bedeutung und Aktualität. Neben Fragen nach dessen Handlungsfähigkeit, Rolle, Identität oder prägender Eingebundenheit in kulturelle und soziale Arrangements stellt sich dabei auch die Frage, welche Sozialfiguren in bestimmten Epochen hervorgebracht werden und welche Sozialfiguren gegenwärtig für unsere Gesellschaft prägend sind. Wirft man einen genaueren Blick auf aktuelle Analysen zu Milieus, Lebensräumen, Subkulturen, Jugendszenen, Subjektivierungsformen oder schaltet man einfach nur den Fernseher ein, so fällt auf, dass wir stets mit einer Vielzahl von Sozial-

figuren konfrontiert werden. Vom Flaneur bis zum Spekulanten, vom Fußballfan bis zum Flüchtling, vom Hacker bis zum Migrant – überall stoßen wir auf Typen bzw. »Typisierungen« (Alfred Schütz), mit denen Ordnung in die Vielfalt der empirischen Erscheinungen gebracht werden soll.

Was aber sind Sozialfiguren? Sozialfiguren sind zeitgebundene historische Gestalten, anhand deren ein spezifischer Blick auf die Gegenwartsgesellschaft geworfen werden kann. Sie sind nicht zu verwechseln mit bestimmten Rollen, die der Einzelne im Laufe seines Lebens sukzessive oder auch zu einem bestimmten Zeitpunkt gleichzeitig übernimmt. Eine Rolle lässt sich zu meist einer bestimmten Sphäre des Sozialen zuordnen: Man wird als Wähler im politischen, Vater im familiären, Angestellter im beruflichen Feld wahrgenommen. Die Sozialfiguren dagegen sind dadurch gekennzeichnet, dass sie die verschiedenen Sphären übergreifen. Für sie ist typisch, dass sie zwar aus verschiedenen Feldern stammen, ihre Tätigkeiten sich aber mehr und mehr verselbständigen: Beraten, managen, spekulieren – das sind Tätigkeiten, die zu Praktiken geworden sind, die ihr angestammtes Feld längst verlassen haben, um durch die gesamte Gesellschaft zu vagabundieren. Sie finden sich in der Ökonomie so gut wie in der Religion oder der Wissenschaft. Zuweilen überschneiden sich die Figuren sogar (man denke an den Flüchtling und den Fremden, den Migrant und den Touristen). Aus diesem Grund sind sie auch nicht mit Berufen oder Professionen gleichzusetzen. Zwar gibt es den Manager, den Berater oder den Therapeuten auch als Berufsbezeichnung. Wenn er jedoch zum Typus wird, dann ist er hinsichtlich seiner Erscheinungs- und Darstellungsform, seines Auftretens und seiner Selbstinszenierung zu einem charakteristischen Merkmal der gegenwärtigen Gesellschaft mutiert. Der Begriff der Sozialfigur unterscheidet sich insofern auch vom Begriff des Sozialcharakters, der – als autoritärer (Adorno) oder außengeleiteter Charakter (Riesman) – eher auf eine psychosoziale Disposition abzielt und auf Klassen, Gruppen, Völker und Nationen angewandt wird.

Sozialfiguren der Gegenwart versteht sich als Glossar, das nicht mehr von einem organisierenden Zentrum der Gesellschaft ausgeht, sondern den Blick auf die vielfältigen Möglichkeiten der Fremd- und Selbstbeschreibung sowie auf Identifizierungssche-

mata richtet, mit denen man sich heute als Subjekt modellieren und ausdrücken kann; (Ideal-)Typen, die in ihrer Gesamtheit das Soziale ordnen. Dabei werden auch die typischen Praktiken, durch die eine Sozialfigur erst ihre spezifischen Charakteristika erfährt, analysiert. Ziel ist es, die gegenwärtig kursierenden Sozialfiguren zu versammeln, die in kulturellen Debatten, in den Medien und den gesellschaftlichen Diskursen der westlichen Moderne eine Schlüsselstellung einnehmen. Die Ausgangsfrage des Projekts lautete: Durch welche Sozialfiguren ist unsere Gesellschaft gegenwärtig gekennzeichnet? Welche unterschiedlichen Subjektivierungsformen können wir derzeit ausmachen? Hinter diesen Fragen steht die Grundthese, dass jede Gesellschaft sich unter anderem durch die Konstituierung von Subjektpositionen, Typisierungen und Personenbegriffen strukturiert (vgl. Reckwitz 2008), die sich jedoch historisch verändern (vgl. Mauss 1989) und in der komplexen modernen Gesellschaft eine breite Ausdifferenzierung und Individualisierung erfahren haben. Diese Auffächerung will der Band für die gegenwärtige Situation darstellen und damit einen Beitrag zu einer aktuellen Kartographie des Sozialen leisten. Die aufgeführten Sozialfiguren erheben selbstverständlich keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Dennoch ist die Auswahl keineswegs beliebig. Sie konzentriert sich auf die nach unserer Beobachtung derzeit am häufigsten in den kulturellen und politischen Debatten auftauchenden Sozialfiguren.

Ein Glossar zu den Sozialfiguren der Gegenwart existierte bisher nicht. Der einzige Versuch, der in eine ähnliche Richtung wie der vorliegende Band geht, sind die fünf von Gerd Stein herausgegebenen Bände zu den Kulturfiguren und Sozialcharakteren des 19. und 20. Jahrhunderts (Stein 1982ff.), die früher in keiner Wohngemeinschaft fehlten und damit gewissermaßen selbst Kult geworden waren. An den darin berücksichtigten Sozialcharakteren lässt sich gut erkennen, dass Sozialfiguren historische Produkte und kulturspezifischer Ausdruck bestimmter Gesellschaftsformen sind. Dass von Spontis, Tramps, Alternativen, Lumpenproletariern und Bonzen kaum mehr die Rede ist, zeigt, dass der gesellschaftskulturelle Hintergrund, vor dem sich diese Sozialfiguren herausgebildet haben, nicht mehr der gegenwärtige ist. Allerdings ist keine Gesellschaft vor der Rückkehr einzelner

Sozialfiguren gefeit, wie das Beispiel der bei Stein (1982 ff.) wie in der vorliegenden Auswahl berücksichtigten Figuren des Spießers oder des Dandys zeigt. Neben dem Verschwinden und der Neukonstituierung von Sozialfiguren haben wir es mit der Möglichkeit von Bedeutungsverschiebungen zu tun. Ehemals negativ konnotierte Figuren können sich in positiv konnotierte verwandeln, wie sich dies etwa am Beispiel des Nomaden zeigen lässt. Neben der Stein'schen Sammlung gibt es einen jüngeren von Eva Horn, Stefan Kaufmann und Ulrich Bröckling herausgegebenen Band, der sich aber auf den Typus der »Grenzverletzer« (2002) spezialisiert hat und deshalb nur einige wenige Kandidaten behandelt, die auch im vorliegenden Band eine Rolle spielen: der Flüchtling, der Hacker und der Nomade. In einer von Winfried Gebhardt und Ronald Hitzler (2006) herausgegebenen Veröffentlichung über »Wissensformen und Denkstile der Gegenwart« schließlich finden sich Einträge über den Flaneur, den Pilger, den Nomaden und den Schamanen. Darüber hinaus ließe sich noch die von dem Historiker Jacques Le Goff herausgegebene Untersuchung *Der Mensch des Mittelalters* (1994) anführen, welche die für die damalige Gesellschaft typischen Sozialfiguren wie den Bauern, den Städter, den Künstler, den Mönch oder den Außenseiter vorstellt. Von allen genannten verdienstvollen Vorläufern unterscheidet sich der vorliegende Band durch den Versuch, eine wenn schon nicht vollständige, so doch zumindest recht breit angelegte Kartographie der aktuellen Sozialfiguren zu präsentieren.

Wir bedanken uns bei unseren Autoren ganz herzlich für ihr Engagement und ihre Geduld und bei Heinrich Geiselberger für seine ebenso profunde wie umsichtige Lektoratsarbeit.

Stephan Moebius/Markus Schroer
Graz/Karlsruhe, März 2010

Literatur

- Adorno, Theodor W. (1973), *Studien zum autoritären Charakter*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (1971), *Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Gebhardt, Winfried/Ronald Hitzler (Hg.) (2006), *Nomaden, Flaneure, Vagabunden. Wissensformen und Denkstile der Gegenwart*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Horn, Eva/Stefan Kaufmann/Ulrich Bröckling (Hg.) (2002), *Grenzverletzer. Von Schmugglern, Spionen und anderen subversiven Gestalten*. Berlin: Kadmos.
- Le Goff, Jacques (1994), *Der Mensch des Mittelalters*, Frankfurt am Main: Campus.
- Mauss, Marcel (1989 [1938]), »Der Begriff der Person und des ›Ich‹«, in: Marcel Mauss (1989): *Soziologie und Anthropologie*, Band II, Frankfurt am Main: S. Fischer, S. 221-252.
- Reckwitz, Andreas (2007), *Subjekt*, Bielefeld: Transcript.
- Riesman, David (1956), *Die einsame Masse. Eine Untersuchung der Wandlungen des amerikanischen Charakters*, mit einer Einführung von Helmut Schelsky, Hamburg: Rowohlt.
- Stein, Gerd (1982 ff.), *Kulturfiguren und Sozialcharaktere des 19. und 20. Jahrhunderts*, 5 Bände, Frankfurt am Main: S. Fischer.

Joseph Vogl

Der Amokläufer

Amok ist nicht nur ein indomalaiisches Wort, das etwa Wut oder Raserei bedeutet. Vielmehr war der Amoklauf über lange Zeit hinweg tatsächlich eine südostasiatische Angelegenheit. Seit der frühen Neuzeit berichten europäische Reisende von »amucos«, das heißt »Verrückten«, die im südlichen Indien, auf der Malaiischen Halbinsel, auf Java oder anderen Inseln des Archipels plötzlich zu einer Waffe griffen, in eine Art Blutrausch gerieten, wahllos töteten, selbst dabei umkamen oder ab dem 19. Jahrhundert in psychiatrischen Anstalten endeten. Diese Berichte sind seit Anfang des 16. Jahrhunderts dokumentiert, erreichen einen Höhepunkt um 1900 und ebbten dann seit den zwanziger Jahren des 20. Jahrhunderts ab, um schließlich – wie der Amok selbst – fast gänzlich aus diesen geographischen Regionen zu verschwinden. Erst nach dem Zweiten Weltkrieg ist der Amok dann zu einer Chiffre verstörender Gewalttaten in westlichen Gesellschaften geworden: zum Titel für pseudomilitärische Anschläge, die in Schulen und Universitäten, in Supermärkten, in Unternehmenszentralen oder öffentlichen Gebäuden verübt werden und stets auf gesteigerte Aufmerksamkeit, auf mediale Verstärkungen rechnen können. Was man heute »Amoklauf« nennt, lässt sich also nicht von einer geographischen und historischen Wanderung trennen. Noch in der Rätselgestalt gegenwärtiger Amokläufer verschränkt sich die Nachricht exotischer Gewalttaten mit dem Format gefährlicher Individuen; und mag man darin tatsächlich eine spezifische Sozialfigur erkennen, so verlangt deren Dechiffrierung einen Blick auf historische und kulturelle Transformationen, mithin einen Blick in die Geschichte neuzeitlichen Gefahrenwissens.

Die frühen Reiseberichte aus dem 16. Jahrhundert etwa – und das wäre ein erster Schauplatz – beschreiben den Amok in Südostasien zunächst als ein ritualisiertes Militärverhalten. Sie beobachteten einen ganz besonderen Typus des Krieges und heben

dabei drei Aspekte hervor. So erkennt man im Amok erstens einen *entfesselten Krieg*, der häufig durch den Tod eines Königs oder Häuptlings motiviert wird, in dessen Rahmen die Gefolgsleute Akte ungezügelter Gewalttätigkeit verüben und der offenbar gerade dort ausbricht, wo der Herrscher fehlt, also auf der Rückseite der souveränen Macht. Der Amok bezeichnet eine zeitliche wie räumliche Entgrenzung der kriegerischen Aktion. Zweitens schließt der Amok dabei nicht nur die rituellen Praktiken einer Kriegerkaste ein, die sich etwa mit einem Schwur dem kommenden Kampf verpflichtet; er bezeichnet nicht nur eine kriegerische Taktik, eine selbstmörderische Attacke in auswegloser Situation. Der Amok wird vielmehr von einer *enthemmten Feindschaft* bestimmt, die keine Haltebedingung kennt, sich gegen alles Leben richtet und Krieger, Männer, Frauen, Kinder gleichermaßen einschließt. Drittens schließlich verstehen sich die kriegerischen Amokläufer als *Todgeweihte*, als ein verworfenes Leben, das vogelfrei ist und von jedermann getötet werden darf. In einem der frühesten Berichte aus der Mitte des 16. Jahrhunderts heißt es:

»Sie waren mehr als 200 an der Zahl, die sich alle, ihren Gebräuchen gemäß, den Kopf kahl schoren bis hin zu den Augenbrauen, einander ebenso umarmten wie ihre Freunde und Verwandten, und zwar als Männer, die den Tod erleiden werden. In diesem Fall verstehen sie sich als Verrückte, die man als *amoucos* kennt, und zählen sich bereits zu den Toten.«
(Spores 1988, S. 12)

In mehrfacher Hinsicht werden also in den frühen Erzählungen über den kriegerischen Amok aus dem südlichen Indien und dem Malaiischen Archipel Figuren der Grenzüberschreitung und eine Struktur der Ausnahme geltend gemacht: eine kriegerische Aktion, die den Krieg zeitlich und räumlich entgrenzt; eine Feindschaft, die einer wahllosen Feindseligkeit gleicht und die keinen Unterschied zwischen Kriegern und Nichtkriegern kennt; eine Gruppe von Privilegierten und Erwählten, die in einem ausgezeichneten Bezug zum Prestige der Königsfunktion stehen; schließlich die Signatur eines prekären Lebens, das seine politische Bedeutung, seine Weihe gerade durch den Akt einer fundamentalen Verstoßung erhält. Nimmt man all diese Elemente zusammen, so kann man es auf die folgende Kurzformel

bringen: Die Beobachtung des Amoks wird in der frühen Neuzeit vom Symbolismus politischer Macht diktiert. Der Amok und seine Agenten sind zu einem Vexierbild geworden, in dem sich die Figuren des archaischen Kriegeriums, des Bestialischen und des Heiligen ununterscheidbar überlagern und in der Deklaration eines irregulären Kriegs, einer ungebrochenen Feindschaft fort dauern. Am Abhang der in Europa entstehenden Territorialstaaten öffnet sich ein Außenbezirk, in dem man mit dem Amok eine zugespitzte Version von Recht- und Gesetzlosigkeit, von fehlender Regierung und ausgesetzter Herrschaft, kurz: einer kollabierenden Staatlichkeit und einer elementaren Staatsfeindschaft konstatiert. Zeichnet sich die Staatsform in der politischen Einbildungskraft der Neuzeit dadurch aus, dass sie den Krieg und die Feindschaft an ihre Peripherie verlegt und gleichsam exportiert, so muss man in der Überformung des indomalaiischen Amoks wohl den Effekt einer politischen Verwerfung erkennen – eine ausgeschlossene Friedlosigkeit in Gestalt eines fort dauern und entfesselten Kriegs. Das gibt dem Amok ein erstes und unverwechselbares Format.

Dreihundert Jahre später allerdings, gegen Ende des 19. Jahrhunderts, hat sich eine deutliche Veränderung des Amoks abgezeichnet – ein zweiter signifikanter Schauplatz. Dabei tritt der Amok aus seinem kriegerischen Passepartout heraus, wird privatisiert, vereinzelt und pathologisiert. Man hat es nun mit Einzeltätern ohne kriegerischen Kontext, ohne politischen Zusammenhang zu tun, mit singulären, anfallsartigen Aktionen. Die Gründe dafür mag man in einer entstehenden Kolonialbürokratie vermuten, in der Installation staatlicher Strukturen, in der Einführung eines europäischen Rechtssystems und nicht zuletzt in der Wirksamkeit eines neuen medizinischen Wissens, der Psychiatrie, die sich durch die Konzentration auf besonders dunkle Formen sozialer Gefährlichkeit rechtfertigen will. Vor allem aber gewinnt das Ereignis des Amoks dabei eine neue Konsistenz und liefert eine veränderte Vorstellung gewalttätiger Aktionen. So produziert die forensische Medizin seit dem 19. Jahrhundert eine Reihe von Krankengeschichten, in denen sich das Bild dessen formiert, was nun »wahrer Amok« genannt wird und am Beispiel hospitalisierter Täter eine konzise Gestalt angenommen hat. Folgt man diesen Berichten aus Malaysia und Java, dann beginnt der Amok-

lauf diverser Einzeltäter erstens mit einer depressiven Verstimmung, malaiisch *sakit hati*, einem unbestimmten Brüten. Darauf folgt zweitens ein plötzlicher Anfall, *mata gelap*, ein Rot-Sehen und eine Trübung des Blicks. Dies geht drittens in Raserei, in grund- und wahlloses Töten über, das meist mit den üblichen malaiischen Waffen, mit Schwert und Dolch erfolgt und dessen Objekte beliebige und zufällige Opfer sind. Und viertens wird dieser Anfall durch Amnesie abgeschlossen und lässt überdies einen Täter zurück, an dem keine weiteren Anzeichen von Wahnsinn oder Krankheit festgestellt werden können. Von einem Fall, der 1893 in einer Singapurur Anstalt beschrieben wurde, heißt es:

»[E]s lässt sich nicht viel über ihn sagen. Er war ein großer, harter Mann um die 40 [...]. Er sprach selten ohne Anrede, war aber in seinen Antworten völlig vernünftig und klar. [...] Auf seinen Amoklauf angesprochen, wurde er stets etwas verwirrt und bestand darauf, sich an überhaupt nichts erinnern zu können. [...] Obwohl er weiß, dass nun ein Geständnis seine Zukunft nicht verändern würde, leugnet er immer noch jede Erinnerung an den Amok und sagt: ›Da Sie behaupten, ich hätte die Morde und Mordversuche begangen, so werde ich es wohl getan haben, aber ich erinnere mich an nichts davon.« (Ellis 1893, S. 338)

Der Amoklauf ist also von einem kriegerischen Ritual zu einem psychiatrischen Vorfall geworden; und was sich in den Augen der europäischen Beobachter nun präsentiert, ist weder ein Verbrechen noch einfach die Tat eines klinisch Verrückten. Offenbar hat man es mit einem sozialen Ereignis zu tun, in dem sich eine vergangene Geschichte von Krieg, Feindschaft und Bedrohung verdichtet und transformiert – Anlass zur Frage, welchen Ort dieser Amok nun in einem modernen Gefahrenwissen besetzt, welche Form der Gefährlichkeit westliche Gesellschaften erkennen, wenn sie seit Ende des 19. Jahrhunderts beginnen, Begriff und Sache des Amoks zu importieren.

Zunächst zeichnet sich dieser moderne Amok dadurch aus, dass er auf Lücken der Erklärbarkeit verweist und ein ganz spezifisches Nichtwissen provoziert. Dazu gehört, dass die Amok-Attacke meist ohne Vorzeichen geschieht, von unauffälligen Tätern motivlos begangen wird, dass die Wahl der Opfer ganz und gar beliebig ist und in einer Nichtbeziehung kulminiert. Entspre-

chend konstatiert man, dass die Begründungen schwach und die Ursachenforschung ergebnislos geblieben sind. Und man hat darum den Amok immer wieder als ein Auslösungsereignis angesprochen, als ein Ereignis, in dem – wie etwa bei Explosionen – winzige Anlässe zu übergroßen Wirkungen führen und lineare Kausalverhältnisse unterlaufen. Zweitens haben Psychiater und Physiologen den Anfall der Amokläufer zugleich als ein apersonales Geschehen beschrieben, in dem ein einzelner Täter in Malaysia etwa so reagiert wie im Westen nur eine Masse von Menschen. In einer ethnopsychiatrischen Studie aus dem Jahr 1931 heißt es, dass die Amok-Symptome

»auch bei uns, bei den weißen Kulturrassen vorkommen, *nicht* aber wie bei den Malaien *individuell*, [...] sondern *in der Gruppe, in der Masse*, [...] überall, wo das Individuum sich in der Gruppe auflöst. So sieht man in der *Panik* die Masse genau in derselben Weise auf unbestimmte, aber intensive Todesangst reagieren, wie der Amokläufer mit zügelloser Flucht, von wilder Angst getrieben, niederrennend und erstechend, was und wer in seinen Weg tritt.« (Van Loon 1931, S. 25f.)

Liefert der Amok damit einen Spiegel für eine entstehende Massenzivilisation, so tritt er schließlich auch aus moralischen bzw. rechtlichen Kategorien der Verschuldung heraus. Das malaiische Recht etwa hat den Amokläufer nicht als Kriminellen verfolgt, ihn oder seine Verwandten bestenfalls zu einer Entschädigung gegenüber den Opfern, zu einer Art Schadensabwicklung verpflichtet. Und das wiederholt sich im Schauspiel des Amoklaufs selbst: In vielen malaiischen Dörfern standen an Straßenecken Holzgabeln, von den Behörden aufgestellt, um etwaige Amokläufer abzuwehren und fernzuhalten. Der Ethnopsychiater Georges Devereux bemerkt dazu: »Diese Gabelstäbe hatten fast die Bedeutung öffentlicher Notrufsäulen in unseren modernen Städten, die dazu dienen, in dringenden Fällen das nächste Polizeirevier oder die Feuerwehr zu alarmieren.« (Devereux 1974, S. 63) Der Amok, so ließe sich folgern, wird hier weniger als Verbrechen denn als Unfall wahrgenommen, als ein anonymes, unpersönliches Geschehen, das wie der Unfall aus der Mitte der Gesellschaft kommt.

Es lässt sich also am Beispiel des Amoklaufs eine Veränderung verfolgen, die von einer kriegerischen Aktion zu einem besonderen Gefahrenereignis führt, gekennzeichnet durch Motiv- und

Geschichtslosigkeit, durch seinen Auslösungscharakter, durch Apersonalität und – wie der Unfall – durch Kontingenz. Das heißt: Im Amok erscheint eine soziale Irrealität, eine Bedrohung, in der sich die Welt der Ereignisse von der Welt der Gründe abgelöst hat. Das Interesse am Amok und seiner besonderen Erscheinung hat seit dem 19. Jahrhundert offenbar mit dieser aufsteigenden Grundlosigkeit zu tun und markiert schließlich eine soziale Katastrophe, die plötzlich und ohne Vorzeichen aus der Normalgestalt herausbricht – in dieser Figur ist der Amok in den Horizont der westlichen Gesellschaften eingetreten; und in den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts hat der Amok tatsächlich europäischen Boden berührt, etwa am Beispiel eines Priesters auf einem Schiff im Schwarzen Meer oder eines spanischen Matrosen in einem Seemannsheim in Liverpool (vgl. Yule/Burnell 1886, S. 15). Welches Selbstverhältnis dieser Gesellschaften ist darin ausgedrückt? Für welches Übel, welche Gefahr liefert die Konjunktur des Amok-Begriffs ein Indiz?

Es scheint, als sei der Import des Amoks mit einer grundlegenden Verwandlung des Bösen in den modernen Wohlfahrtsgesellschaften verbunden. So haben schon die Sozialstatistiker des 19. Jahrhunderts eine neue Soziodizee in Aussicht gestellt, die die effiziente Verwaltung moderner Gesellschaften nicht nur durch Institutionen und Rechtssysteme garantiert, sondern durch Methoden der Kontingenzsteuerung, Risikoverwaltung und Versicherung. Dieser sozialtechnische Solidarismus produziert mit Statistik und Wahrscheinlichkeitsrechnung eine soziale Ereignishaftigkeit, in der jeder mit jedem zusammenhängt und alle einander in den Regelmäßigkeiten diverser Schadensfälle – von der Krankheit bis zum Verbrechen – begegnen. Unglücke sind zu Unfällen, Kriminelle zu Schädlingen und Gewalttaten zu Friktionen im System geworden; und eher, als bloß nach Schuldigen zu suchen, lohnt es sich, Chancen zu berechnen, Schäden zu regulieren und Gefahren zu antizipieren. Die Bedrohungen, mit denen man nun umgeht, sind keine grandiosen Ausnahmen, sondern Wahrscheinlichkeiten; keine Einbrüche ferner Schicksalsmächte, sondern kalkulierbare Abschreibungsposten. Bei der Betrachtung des Gefährlichen stößt man nun auf Quoten, Trends und Normalverteilungen – gewisse Neigungen zum Verbrechen, zum Selbstmord, zu Unfällen dieser oder jener Art.

Mit einer berühmt gewordenen Formulierung hat der Statistiker Adolphe Quételet 1835 den Kern dieser neuen Soziodizee angesprochen:

»Trauriger Zustand des Menschengeschlechts! Wir können im voraus aufzählen, wie viele ihre Hände mit dem Blut ihrer Mitmenschen besudeln werden, wie viele Fälscher, wie viele Giftmischer es geben wird, fast so, wie wenn man im voraus die Geburten und Todesfälle angeben kann, die einander folgen müssen. Die Gesellschaft birgt in sich die Keime aller Verbrechen, die künftig begangen werden. Sie ist es gewissermaßen, die sie verbreitet, und der Schuldige ist nur das ausführende Werkzeug.« (Quételet 1914 [1835], I, S. 106f.; vgl. Ewald 1993, S. 270)

Es gibt somit in moralischer Hinsicht weder Gut noch Böse; es gibt materiell gesehen lediglich Risiken. Seit dem 19. Jahrhundert und in Zusammenhang mit den Risiko- oder Wohlfahrtsgesellschaften hat man es offenbar mit einer Welt voller Übel zu tun, mit einer Welt allerdings jenseits von Gut und Böse, einer Welt grundloser Übel, in der die Fragen der Zuschreibung und Zurechnung zurückgetreten sind. Das Böse und die Gewalt unterliegen einem Algorithmus der Verteilung: In der Abschätzung von Risiken hängen alle mit allen zusammen, eine widerwärtige Nachbarschaft, in der der Nächste das Übel selbst ist.

Aus dieser Soziodizee, aus dieser Koordination sozialer Ereignisse tritt uns – so scheint es – der moderne Amokläufer entgegen. Er kommt aus dem Unauffälligen. Er folgt dem Gesetz der Serie. Seine Wahl ist beliebig und seine Wahllosigkeit exakt. Wie im malaiischen Amok des 19. Jahrhunderts gibt es auch in europäischen Varianten wenig zu verstehen. Er ließe sich als statistische Person, als *Homo aleator* ansprechen, und seine Ontologie ist die der riskanten Ereignisse. Der Zusammenhang aller mit allen im Zeichen eventueller Übel bildet die Folie, vor der sich die neuere Figur des Amoks abzeichnet, als alltägliche Monstrosität, mit der eine unspürbare Gefahr plötzliche Gestalt annimmt und verdeutlicht, dass im solidarischen Frieden die Panik und der Ernstfall eingeschlossen bleiben. Grundlosigkeit, Auslösungsgehehen und Massenereignis: Mit diesen Merkmalen beginnt der Amok – herkommend aus kriegerischen Ritualen – seine abendländische Karriere als Format einer Gefahr, die nicht mehr im

Außen europäischer Staatlichkeit gebannt ist, sondern aus der Mitte der Gesellschaft, aus dem Zusammenhang aller mit allen hervorbricht; er markiert eine Bedrohung, die das Soziale in der Gesellschaft selbst ist.

Wahrscheinlich beginnt die Laufbahn des neuesten, westlichen Amoks mit jenem Charles Whitman, der als »Mad Man in the Tower« bekannt wurde und 1966 zunächst zwei Familienmitglieder, dann im und vom Campus-Turm der Universität Austin/Texas aus 15 Leute erschoss und 31 weitere verletzte, ein Ereignis, das sogleich auf die malaiischen Amokläufer bezogen wurde und als »Whitman-Syndrom« zum Prototyp weiterer Fälle in der psychiatrischen Literatur geworden ist. Seitdem wird von einem neuen Studententypus gesprochen, einem »globally hostile student«. Und seit den neunziger Jahren hat man eine jüngste Variante identifiziert: das *school shooting* oder *schoolyard massacre* – sogenannte Amokläufe also, deren spektakuläre Fälle von Littleton/Colorado über Erfurt, Emsdetten und die Virginia Tech bis zu Kauhajoki und Winnenden reichen. Welche weitere Transformation hat das Bedrohliche hier angenommen? Gibt es eine neueste Wendung dessen, was man Amok nennt?

Am 20. April 1999 haben die knapp 18-jährigen Schüler Eric Harris und Dylan Klebold an der Columbine Highschool in Littleton zwölf Schüler sowie einen Lehrer getötet und sich selbst dann erschossen; nachdem die Polizei die Ermittlungsakten öffentlich zugänglich machte (Jefferson County Sheriff's Office o.J.), hat man es mit einem bestens dokumentierten Tatbestand zu tun – Anlass zu einigen abschließenden Thesen zur aktuellsten Erscheinung des Amoks am Leitfaden dieses Falls. So kann man eine erste Besonderheit schon darin erkennen, dass die Schauplätze dieser jüngsten Form des Amoks fast ausnahmslos ausgezeichnete Ortschaften ziviler Ordnung sind: Universitäten, Einkaufszentren, Rathäuser, Unternehmensverwaltungen, Schulen – Orte, die durch die Anschläge in eine Art Kriegslandschaft verwandelt werden. Die Amokläufe erscheinen darin wie Kommandoaktionen, die meist nach einem militärischen Protokoll inszeniert werden. Dieser Amok trägt offenbar eine spezifische Gestalt des Kriegs mitten ins zivile Leben und in seine besonders markierten Szenen. Dazu gehört auch, dass man diese Gewalttaten – insbesondere in den USA – immer wie-

der als Mittelschichtphänomen anerkennen musste. Jener Charles Whitman wurde sofort als »all-american-guy«, seine Familie als Musterfamilie identifiziert; und ebenso konnte man in Littleton (wie in Winnenden) nichts als Unauffälligkeiten konstatieren: gute oder mittelmäßige Schüler aus sogenannten intakten Familien.

Zweitens und konkreter aber fand man im Fall von Littleton vor allem ein Vexierbild von Taten und Texten vor. Das betrifft nicht nur die etwa 10 000 Seiten von Ermittlungsakten und Gutachten, die sich nach dem Verbrechen angehäuft haben, sondern auch die 946 Seiten Aufzeichnungen, die von den jugendlichen Tätern selbst stammen: Tagebücher, Schulaufsätze, Manifeste, Kurzgeschichten, Lage- und Einsatzpläne, Zeichnungen und Skizzen. Das Verbrechen liegt in einer Einheit von Taten und Texten vor, und das Vexierbild ergibt sich aus der Unklarheit, wie beide Hälften aufeinander verweisen. Denn einerseits erscheint die Tat als notwendige Konsequenz des Geschriebenen; seit 1998 spitzen sich die diversen Gewaltszenarien, die Pläne und die logistischen Notizen auf den Schauplatz der Schule und auf das Datum der Tat zu. Andererseits hat man nachträglich die Texte zur Erklärung der Taten herangezogen und darin die entsprechenden Anomalien erkannt. Im Kurs für Creative Writing etwa ist eine Erzählung entstanden, die ein langes Gemetzel schildert und mit einem triumphierenden Täter endet: »Er hatte seine Bestimmung gefunden, er strahlte Kraft, Zufriedenheit und Göttlichkeit aus.« In psychiatrischen Gutachten war darum von »Größenwahn« und »Machtkomplex« die Rede: Die Tat expliziert und vollendet sich hier umgekehrt im Text. Ein Schreiben, das sich rational in der Tat verwirklicht; und eine Tat, deren Wahnsinn sich rückblickend im Schreiben artikuliert – das ist die doppelte Richtung, durch die sich das Vexierbild des Verbrechens konstituiert. Das eine ist für das andere entweder der Beweis einer böartigen Vernunft oder das Zeichen des Wahns, die Tatsache des Schreibens und die Tatsache des Tötens sind auf eratische Weise ineinander verschlungen. Was hier vorliegt, ist also vernünftig und verrückt zugleich; und in dieser unbequemen Lage haben die Psychiater schlicht »Psychopathie« konstatiert: eine Diagnose, die eben nichts anderes besagt, als dass Täter bei klarem Verstand ganz und gar wahnsinnig sind.